J. K. Rowling: «Harry is done now»

Offizielle Theaterpremiere in London – internationaler Run auf die Buchausgabe: Der achte Teil der Potter-Saga solle definitiv der letzte sein, sagt die Autorin.

Christine Lötscher

22 Jahre lang spürte Harry Potter seine Narbe kein einziges Mal. Denn seit dem Sieg über den bösen Lord Voldemort führte er mit seiner Familie ein fast muggelhaft normales Leben. «Alles war gut», hiess es am Ende des 7. Bandes, der 19 Jahre nach der grossen Schlacht um Hogwarts endet, auf dem legendären Bahnsteig 9¾. Das zweiteilige Theaterstück, das am Samstag im Londoner Westend uraufgeführt wurde, beginnt mit dieser Szene: Die nächste Generation ist unterwegs in die Zauberschule, darunter Albus Severus Potter, Rose Granger-Weasley und Scorpius Malfoy.

Dann springt «Harry Potter and the Cursed Child» drei Jahre in die Zukunft: Die Welt droht wieder aus den Fugen zu geraten. Harry, jetzt ein 40-jähriger Beamter im Ministerium für Magie, träumt von Voldemort und wacht mit glühender Narbe auf, und Hermine registriert als Ministerin für Magie besorgniserregende schwarzmagische Aktivitäten. Eigentlich hätte Harry sowieso genügend Sorgen: Albus, sein zweiter Sohn, ist ein Einzelgänger, hat keine Lust auf Schule, hasst den Zaubererspport Quidditch und hat nur einen einzigen Freund – ausgerechnet Scorpius, den Sohn von Harrys Erzfeind Draco Malfoy.

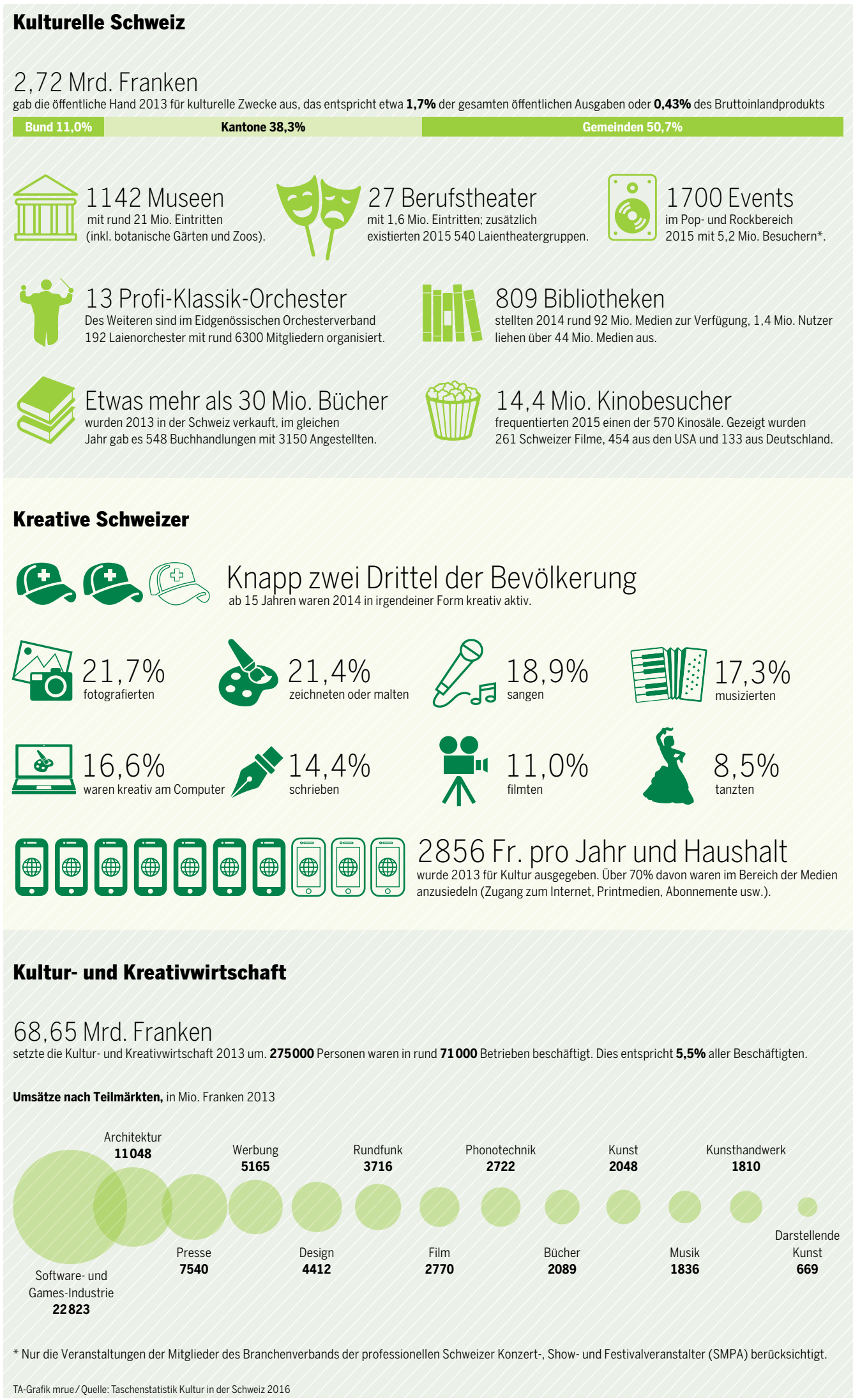
Albus und Scorpius sind die gelungensten Figuren des Dramas, das zwar in Zusammenarbeit mit J. K. Rowling entstanden ist, aber vom Drehbuchautor Jack Thorne zu Papier gebracht wurde. Die anderen Protagonisten, vor allem die aus den Romanen bekannten, sind eher flach und konturlos – und vor allem gegen Ende neigen sie stark dazu, deklamierend Lebensweisheiten von sich zu geben. Überhaupt ist das Stück, das sich im Kern um einen Vater-Sohn-Konflikt dreht, von einem recht geschwätzigen psychologischen Furor geprägt. Wenn man den britischen Kritiken glaubt, ist das Bühnenspektakel aber so mitreissend, dass diese Schwächen nicht gross ins Gewicht fallen – denn magische Action, die Bühnenanweisungen lassen es ahnen, gibt es jede Menge.

Reise in die Vergangenheit

Jedenfalls sind die Dialoge zwischen Albus und Scorpius teilweise so witzig wie die besten Szenen aus den Romanen. Das liegt daran, dass Scorpius seiner Malfoy-Herkunft ganz und gar keine Ehre macht, sondern ein feinsinniger, gutherziger junger Mann ist, obendrein ein Superhirn. Albus dagegen ist wie sein Vater ein Mann der Tat. Gemeinsam mit Scorpius reist er mit einer Zeitmaschine in die Vergangenheit, um Harrys Fehler auszubügeln. Namentlich will er Cedric Diggory, der im 4. Band unschuldig sterben musste, zurück ins Leben holen. Die beiden Jungs richten mit ihren Eingriffen in der Vergangenheit allerdings ein Riesenchaos an. Das geht so weit, dass Voldemort in einer Version der Gegenwart ein extremes Terrorregime mit Folter und Todeslagern einrichtet. Am Ende wird freilich alles gut, obwohl noch eine ganz finstere Figur der nächsten Zauberergeneration auftaucht und die Welt in eine Hölle verwandeln will.

Insgesamt pflegt das Stück mit seinen Reisen in die Vergangenheit der Potter-Romane vor allem eins: die Nostalgie der Fans. Viel Neues kommt nicht hinzu, und man kann sich den Gedanken nicht verkneifen, dass der Hype um «Harry Potter and the Cursed Child» all die Fans, die zu «Game of Thrones» übergelaufen sind, wieder stärker an die Zaubererwelt von Hogwarts binden soll. Und so ist es gut, dass Rowling am Samstag verkündet hat, dass jetzt endgültig Schluss sei mit Harry Potter: «Harry is done now.»

Joanne K. Rowling, Jack Thorne, John Tiffany: Harry Potter and the Cursed Child. Little, Brown & Co., London 2016. 354 S., ca. 34 Fr.



Die Schweizer, ein Kulturvolk

Sie singen, sie tanzen, sie lesen und gamen, und sie lassen sich das etwas kosten. Zahlen und Fakten der neu erschienenen «Taschenstatistik Kultur».

Martin Ebel

«Böse Menschen haben keine Lieder»: Wenn das Sprichwort stimmt, kann man sich in der Schweiz getrost niederlassen. Denn dort wird gesungen, dass der Kehlkopf vibriert: 18,9 Prozent der Schweizer gaben «Singen» als kulturelle Aktivität an, 17,3 Prozent «Musizieren», also mithilfe eines Instruments. Zusammen sind mehr als ein Drittel der Schweizer aktive Musiker bzw. Musikanten. Andere fotografieren, malen, schreiben oder betätigen sich kreativ am Computer. Alle kulturell Aktiven summieren sich auf zwei Drittel der Bevölkerung; viele davon sind in Verbänden und Vereinen organisiert.

Von wegen Couch-Potatoes also: Die Schweizer sind kein Volk passiver Kulturkonsumenten, sondern ein höchst aktives Kulturvolk. Das ist das wohl überraschendste Ergebnis der neuen «Taschenstatistik Kultur 2016», die die Bundesämter für Kultur und für Statistik herausgegeben haben.

Die Schweizer nutzen aber auch intensiv das breite kulturelle Angebot der Museen, Berufs- und Laientheater, sie gehen massenhaft in Konzerte, ins Kino und auf Popfestivals. Sie kaufen Millionen Bücher und leihen ein Vielfaches davon in Bibliotheken aus.

Was es kostet – und wer zahlt

Das alles kostet natürlich, und die öffentliche Hand ist bei der Finanzierung dabei. 2,7 Milliarden Franken gaben Bund (etwa ein Zehntel davon), Kantone und Gemeinden (die Hälfte) 2013 für kulturelle Zwecke aus. Das klingt nach viel, ist aber nur 1,7 Prozent der gesamten Ausgaben der öffentlichen Hand. Pro Einwohner sind das 337 Franken.

Auffällig sind die Unterschiede bei den Kantonen. Basel-Stadt lässt sich die Kultur 952 Franken pro Einwohner und Jahr kosten, Schwyz 85 Franken. Zürich liegt mit 324 Franken gut vorne, hinter Genf, Neuenburg und dem Tessin. Die Schweizer Bürger selbst gaben pro Haushalt und Jahr 2856 Franken für kulturelle Zwecke aus; alle Haushalte zusammen 10,1 Milliarden, fast das Vierfache der öffentlichen Kulturfinanzierung.

Am Geld liegt es nicht unbedingt, wenn die Schweizer, wie 58 Prozent von ihnen angeben, nicht noch häufiger Theater, Konzerte oder Museen besuchen. Nur ein Drittel gibt «fehlende finanzielle Mittel» als Hemmnis an. Mehr als die Hälfte sagt dafür: «Keine Zeit.» Wofür diese sonst gebraucht wird, sagt die Statistik nicht.

Den Kosten steht eine beachtliche Wertschöpfung gegenüber: Die sogenannte Kultur- und Kreativwirtschaft kommt auf einen Gesamtumsatz von 69 Milliarden Franken. 6 Millionen Franken haben übrigens Kulturschaffende durch das neue Instrument des Crowdfunding selbst aufgebracht.

Leser fragen

Glauben Sie an «die Vernunft»?

Glauben Sie, dass «die Vernunft» uns freier, autonomer, humaner machen kann? Und falls ja, welche? Ihre, meine, die ewige platonisch-kantisch-göttliche Vernunft? Wenn ich so die letzten 5000 Jahre überschaue, ists nicht weit her mit «der Vernunft».
F. F.

Lieber Herr F.
Ich traue der Vernunft einiges zu. Sie ist aber kein Allheilmittel. Vor allem wird sie selbst unvernünftig, wenn sie ihre eigenen Grenzen nicht mitbedenkt. So lautet eine Antwort auf Ihre Frage: Ja, aber ich habe noch weitere Götter in meinem Pantheon, und die Vernunft ist keineswegs deren Obergott, auch wenn die anderen Götter – z. B. Mitleid, Freundlichkeit, Bescheidenheit – wie untergeordnete Tugenden ausschauen. Ich glaube auch nicht an «die» Vernunft, sondern an ihre globale Vielfältigkeit und historische Wandelbarkeit.

Was im Deutschen der «gesunde Menschenverstand» ist (der Assoziationen an medikamentöse Behandlung für alle, die ihm nicht folgen, erzeugt), heisst im Englischen «common sense». Ich denke dabei an die «commons» der Ökonomie: die öffentlichen Güter. In diesem Sinne funktioniert mein Konzept von Vernunft: als Gemeinschaftsunternehmen, das keine hegemonialen Ansprüche verträgt, wohl aber die Uneinheitlichkeit von Interessen, die unter einen Hut gebracht werden müssen, ohne dass man sie damit ein für alle Mal lösen kann.

Peter Schneider
Der Psychoanalytiker beantwortet jeden Mittwoch Fragen zur Philosophie des Alltagslebens.

Senden Sie uns Ihre Fragen an
gesellschaft@tagesanzeiger.ch

Leider überblicke ich nicht die letzten 5000 Jahre, schon die Gegenwart übersteigt mein intellektuelles Fassungsvermögen. Was ich einzig sagen kann: Wer glaubt, dass die Zeit letztlich «der Vernunft» zum Sieg verhelfen wird, begibt sich in die Fänge einer verhängnisvollen Geschichtstheologie. Der Vernunft ihr historisches Scheitern vorzuwerfen, ist eine negative Variante dieser frommen Auffassung. Diese Geschichtstheologie erzeugt Wutbürger der Vernunft, die leider nicht den anachronistischen Charme eines Don Quijote haben, der gegen Windmühlen antritt, sondern den verbissenen Furor von Pornojägern, die ihr Leben in Sexshops verbringen, um dort auch noch den letzten sittlichen Unrat aufzuspüren und auszurotten.

Hier ist die Liebe zur Vernunft zu etwas geworden, was Spinoza eine «traurige Leidenschaft» nennt. Eine traurige Leidenschaft ist das, was einen Stalker an das ehemalige Objekt seiner Verliebtheit bindet. Indem seine Leidenschaft auf dem unveränderlichen Prinzip der Liebe insistiert, verliert sie jedes Mass und verwandelt sich in ihr Gegenteil. Und genauso kann es einem mit der Vernunft gehen, wenn man sie zu sehr vergöttert.

Autorin Angelika Schrobsdorff ist tot

Die deutsche Schriftstellerin Angelika Schrobsdorff ist am Wochenende 88-jährig in Berlin gestorben. Sie erzielte mit autobiografisch geprägten Büchern hohe Auflagen; die meisten sind im Taschenbuch immer noch lieferbar. 1939 musste sie mit ihrer jüdischen Mutter nach Bulgarien fliehen, wo sie bis 1947 lebte. 1971 heiratete sie den französischen Filmemacher Claude Lanzmann, 1983 bis 2006 lebte sie in Jerusalem. Von ihren verschiedenen Lebensstationen zeugen Bücher wie «Du bist nicht so wie andere Mütter» (1992, verfilmt 1999 mit Katja Riemann, eine halbe Million verkaufte Exemplare), «Die Herren» (ihr Debüt sorgte 1961 wegen seiner Freizügigkeit für einen Skandal und wurde ein Bestseller), «Grandhotel Bulgaria» und «Wenn ich Dich je vergesse, oh Jerusalem». (*TA*)